

**Kaspar Hauser auf St. Helena.**  
**Von Schopenhauer zur ersten deutschen Gesamtübersetzung von**  
**Graciáns *Kritikón***

BALTASAR GRACIÁN: *Das Kritikón*. Roman. Aus dem Spanischen von Hartmut Köhler. Mit einem Nachwort von Hans-Rüdiger Schwab. Ammann Verlag, Zürich, 2001. 984 Seiten.

Zwischen 1820 und 1830 hatte Schopenhauer viel Zeit. In dieser Situation begann er 1825 Spanisch zu lernen. Schon 1828 hatte er es so weit darin gebracht, dass er sich an eine Übersetzung machte: des *Oráculo manual* des spanischen Jesuiten Baltasar Gracián (1601-1658) – *Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit* titelte Schopenhauer. Noch in seinen späten *Aphorismen zur Lebensweisheit* hallt das Echo solcher „Weltklugheit“ nach.

Trotzdem: Eine eigentümlich Konstellation! Philosophisch: Der „erste eingeständliche und unbeugsame Atheist, den wir Deutschen gehabt haben“ – so Friedrich Nietzsche über Schopenhauer – übersetzt einen spanischen Ordensangehörigen strengster katholischer Observanz. Ästhetisch: Schopenhauer, der Anschaulichkeit über alles schätzt und die Allegorie in den bildenden Künsten als „verwerflich“ geißelt – eine „gezwungene und gewaltsam herbeigezogene Deutelei“ –, macht sich an einen Allegoriker des spanischen Barock, dessen „conceptismo“ die dunklen, geistreichen, paradoxen Begriffsbilder liebt.

Indessen löst sich das doppelte Rätsel alsbald. Schopenhauer findet in seinem „trefflichen Gracián“ einen helllichtigen Geistes- und einen melancholischen Seelenverwandten, der einen illusionslosen Blick auf den „Jammer unseres Daseins“, auf die Welt, die Menschen wirft. „Desengaño“, „Ent-Täuschung“ im ursprünglichen Wortsinn der Beseitigung einer Täuschung lautet die desillusionierende Auskunft, dass es mit allem in der Welt nichts ist. Soviel Ent-Täuschung war denn auch den Ordensoberen Graciáns zuviel: Sie belegten ihn mit einem Schreibverbot, setzten ihn bei Entzug von Papier und Tinte auf Wasser und Brot. In ästhetischer Hinsicht schätzt Schopenhauer besonders die „kernige Kürze“ Graciáns, seinen „gedrungenen, wortkargen Stil“. Und selbst seinen Allegorien rühmt er größte Anschaulichkeit und Reichtum an Erfindungen nach.

1832 schließt Schopenhauer die Übersetzung des *Hand-Orakels* ab. Doch er findet keinen Verleger. Des-Engaño, Ent-Täuschung also auch hier. Die spätere Rezeptionsgeschichte freilich wird seine Übersetzung rühmen und sich an sie halten. Und gleich noch einmal macht Schopenhauer sich an eine Übersetzung Graciáns, an eine Episode aus seinem Hauptwerk, dem „unvergleichlichen“ *Critikón*, das Schopenhauer für „eines der besten Bücher der Welt“ hält, „vielleicht der größten und schönsten Allegorie, die je geschrieben worden“. Mit der

„Scharlatanepisode“ straft Schopenhauer in der Vorrede zu seiner Ethik den erfolgreicheren Konkurrenten Hegel als größten „Unsinnsschmierer“ der Philosophiegeschichte ab.

An eine Gesamtübersetzung des *Criticón* hat er sich allerdings nicht gewagt. Dafür hatte er nun doch nicht genügend Zeit. Und wer sollte sie haben für die gut tausend Seiten dieses stilistisch nicht just einfachen, historisch fremd gewordenen, rundum erklärungsbedürftigen Werks?

Nach diversen Paraphrasen von Vorgängern, die nicht von ferne den Ehrentitel seiner Übersetzung verdienten, und der hochachtbaren Teilübersetzung von Hanns Studniczka, die seit 1957 in „Rowohlts Klassikern“ für das Ganze einstehen musste, hat sich nun mit Hartmut Köhler ein ohnehin vielbeschäftigter deutscher Romanistikprofessor die unerhörte Mühe der ersten deutschen Gesamtübersetzung des *Kritikón* gemacht. Ein Ereignis. Man darf getrost Schopenhauers großen Namen bemühen, um auf Gracián und seinen neuen deutschen Übersetzer zu kommen! Ganz undeutsch aber – und auch insofern sehr schopenhauerisch –, dass die Übersetzung sich die Mühe nicht anmerken lässt. Glänzend lesbar, flüssig und elegant und ganz unverstaubt kommt sie daher, an den literarischen Gipfelpunkten ein schöner Exzess an Wortfindungskunst. Und wo sie auf unübersteigbare Grenzen stößt, inszeniert sie mit den sowohl spanisch wie deutsch gebotenen Begriffen gleichsam eine „intertextuelle“ Parallektion – ein durchaus praktikables Verfahren, das Schule machen könnte.

Damit nicht genug, hat Köhler gleich noch eins draufgesetzt, einen wahren akademischen Turm von Babel: einen vorzüglichen Kommentar, der in seinen besten Momenten die Gelehrsamkeit zur Lust macht: noch einmal „Zettels Traum“. Man hätte sich auch einen vertikalen Paralleldruck vorstellen können. Aber, das große Aber: Wer soll, wer will denn das Ganze lesen? Lohnt es überhaupt? „Das Gute, wenn kurz, ist doppelt gut; und selbst das Schlimme, wenn wenig, ist nicht so schlimm“, heißt es in der 105. Regel des *Handorakels*. Schopenhauer hat sie zustimmend zitiert und besonders den Deutschen – wir dürfen hinzufügen: nicht zuletzt ihren Rezensenten – empfohlen. Doch hier ist das Gute ziemlich lang, von „kerniger Kürze“ makroskopisch jedenfalls keine Spur.

Schlimmer: Wie soll denn eine so dürftige Handlung 1000 Seiten tragen? „Roman“ im heutigen Spannungs- und Unterhaltungssinn scheint hier ein wenig viel versprochen: Vater (*Critilo* ist sein kritisch sprechender Name) und Sohn (*Andrenio*, der natur- und triebnahe Mannmensch), unerkannt im Zuge einer Robinsonade auf St. Helena zusammentreffend, machen sich gemeinsam auf die Suche nach der Geliebten bzw. Mutter (*Felisinda*, die Glück Verheißende, aber leider nicht Gewährende), bereisen Spanien, Frankreich, Deutschland und Italien, schreiten auf ihrer allegorischen Lebensreise mehr oder minder gleichzeitig über den Herbst des Mannesalters zum Winter des Greisenalters fort, um

schließlich festzustellen, dass sich die Frau und Mutter mit dem Glück rechtzeitig ins Jenseits zurückgezogen hat. Kurzum: eine tausendseitige Frustration, Purgatorium des Lesers?

Doch diese dürre Bilanz, der allenfalls eine freudianische Lesart der heiligen-trinitarischen Familiengeschichte zu einigem Fleisch verhelfen könnte, verfehlt das Werk ums Ganze. Eine Fülle von bestens lesbaren, nicht zuletzt witzigen Episoden garantiert Abwechslung, auch durchaus Spannung. Und wenn der historische und literarische Sinn im Zuge der fortschreitenden Lektüre von Übersetzung *und* Kommentar wieder so geschärft ist, dass er auch Allegorien schätzen kann, lohnt eine an Scherz, Satire, Ironie, Utopie und vor allem tieferer Bedeutung überreiche Romanwelt.

Die Befreiung des Sohnes aus seiner Berghöhle zum Beispiel – eine zweite Geburt nach einem Kaspar-Hauser-Schicksal – wird zur Feier eines Lichtfestes, der später Jean Pauls „Hesperus“ und „Titan“ antworten werden. Doch solcher Euphorie des wiedergewonnenen Schöpfungsanfangs kontrastiert eine an Desillusioniertheit schwerlich zu überbietende Bilanz, die Geburt und Leben im Dunkel eines schlechthin „geworfenen“ und auch heilsgeschichtlich nicht aufgehellten Daseins lokalisiert, bis am Ende in der „Höhle des Nichts“ das eitle und nichtige Leben vergeht – erstaunlich, was alles im Kopf und der Seele eines spanischen Jesuiten des 17. Jahrhunderts gleichzeitig Raum fand. Man versteht, dass Schopenhauer – wie schon zuvor Voltaire – mit Gracián zusammenfand.

Man wird diesen Roman nicht in einem Zuge lesen. Aber man kann ihn immer wieder lesen. Ein klugerweise beigegebenes Register erschließt seinen allegorischen Reichtum. Man nimmt das auch bibliophil schöne Buch gerne in die Hand. Als kluge Replik auf Calderóns Welttheater, als Dokument einer lebensklugen „Aufklärung“ (so Köhler, dessen Temperament gerne Schopenhauer und Voltaire mit Gracián verbindet) sagt es: Die Welt: ein zu entzifferndes Buch – das Buch: eine Welt. Und bei allem „Jammer unseres Daseins“ immerhin eine gewisse Lust.

Ludger Lütkehaus, Freiburg